

Auch Gummibärchen können koscher sein

ESSLINGEN: Mobile Ausstellung zur jüdischen Kultur macht im Beruflichen Ausbildungszentrum Station



Museumspädagoge Johannes Schwarz (links) versteht es, den Schülern des BAZ ein Stück jüdischer Kultur nahezubringen.

Foto: Rapp-Hirrlinger

Wenn es für die Schüler zu weit ist, ins Museum zu gehen, kommt das Museum eben zu ihnen. Dies ist das Konzept des Projekts von „On Tour - das Jüdische Museum Berlin macht Schule“. Mit seiner mobilen Ausstellung zur deutsch-jüdischen Geschichte war es zu Gast im Beruflichen Ausbildungszentrum Esslingen (BAZ).

Von Ulrike Rapp-Hirrlinger

Nicht der Holocaust stehe im Mittelpunkt, sondern jüdischer Alltag, Traditionen und Feste. „Denn darüber wissen die Schüler meist wenig“, sagt Museumspädagogin Konny Liese. Die Schülerinnen und Schüler haben es sich auf den großen roten Würfeln der Ausstellung bequem gemacht. In kleinen Vitrinen finden sich Zeremonialobjekte und Alltagsgegenstände wie eine Levi's-Jeans, Döschen mit Nivea-Creme, Packungen mit Kondomen und dazu kurze, einprägsame Kommentare. Museumspädagoge Johannes Schwarz will wissen, was die Schüler beobachtet haben: „Was ist koscher?“, fragt er und erklärt, dass die jüdischen Speisegesetze nur den Verzehr von Tieren erlauben, die Paarhufer und ausschließlich Pflanzenfresser sind. Schweinefleisch ist deshalb tabu.

Cheeseburger gehen gar nicht

Doch glücklicherweise gebe es koschere Gummibärchen, die ohne Schweinegelatine hergestellt sind. Zwei Schüsselchen stehen zum Probieren bereit. Milch und Fleisch dürfen nicht zusammen gegessen werden, lautet eine andere Regel: „Ein Cheeseburger geht also nicht.“ Auch müssten die Tiere geschächtet sein. Das gelte auch im Islam. „Gibt es in Esslingen einen muslimischen Schächter?“, fragt er die Schüler, von denen viele muslimischen Glaubens sind. Weiter geht's zu zeremoniellen Gegenständen, darunter eine kleine Tora-Rolle samt Zeigestab. Bevor er die ersten Verse der Tora auf Hebräisch vorliest, setzt er eine Kippa auf - aus Respekt vor Gott. Warum hat die Menora sieben Arme, der Chanukka-Leuchter aber neun? Der eine erinnere an die sieben Tage der Schöpfungsgeschichte, am anderen wird an jedem Tag des achttägigen Chanukka-Festes mit der mittleren eine weitere Kerze entzündet. „Das ist wie eine Art Adventskalender“, sagt Schwarz.

Der Museumspädagoge legt eine kleine blaue Dose auf den Boden und erläutert, dass der Erfinder der Nivea-Creme, Oscar Troplowitz, Jude war - ebenso wie Albert Einstein und Levi Strauss, dem die Welt die Jeans verdankt. Troplowitz trägt auf einem Portrait einen prächtigen Schnauzbart. Am Bart könne man erkennen, ob jemand ein religiöser Jude sei. „Was meint ihr?“, fragt Schwarz. Die Schüler tippen auf „Ja“. „Leider nein“, meint Schwarz. „Religiöse Juden, wie auch Muslime, tragen oft einen Vollbart.“

Religion und Nationalität dürfe man nicht vermischen - dies hört man an diesem Vormittag immer wieder. Und auch, dass Judentum, Christentum und Islam viele Gemeinsamkeiten hätten. Die Juden feierten den Shabbat am Samstag, weil dies, ausgehend vom Mittwoch als Wochenmitte, der letzte Tag der Woche ist, Christen bezögen sich mit dem Sonntag auf die Auferstehung Christi, erklärt Arnon Hampe im Workshop „Meine Seite(n)“, in dem die Schüler sich mit den Lebenswelten von sechs Jugendlichen beschäftigen, die ihr Judentum ganz unterschiedlich leben. Manche wachsen in religiösen „Patchwork-Familien“ auf - eine gute Gelegenheit, sich auch über die eigene Haltung zum Glauben klarzuwerden.

Rasch kommt die Runde auch auf den Antisemitismus. Sieht man Menschen ihre Religion an? Was kann man gegen Rassismus tun? Warum wollte Hitler die Juden vernichten? „Es waren einfach zu viele“, meint ein Jugendlicher. „Falsch“, sagt Hampe. „Das war nur vorgeschoben. In Deutschland lebten damals knapp 500 000 Juden, das war weniger als ein Prozent der Bevölkerung. Vor dem Mauerfall waren es nur noch rund 30 000.“ Dass heute wieder mehr Juden in Deutschland lebten und es in Esslingen wieder eine Synagoge gebe, verdanke man der Einwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion. Lehrerin Tina Taudt ist am Ende zufrieden: „Es war einiges Wissen da, aber auch Halbwissen. Es war gut, einiges richtigzustellen.“ Man habe einen guten Eindruck bekommen, „wie Juden leben und wie sie drauf sind“, sagt einer der Schüler. Ein anderer ergänzt: „Damit man nicht vergisst, was passiert ist und es nicht wieder geschieht.“ Arnon Hampe hat die Schüler als interessiert und offen wahrgenommen. Ihm war auch daran gelegen, „die wichtigsten grundlegenden Zusammenhänge zwischen den drei monotheistischen Religionen zu vermitteln“.

Artikel vom 08.10.2013 © Eßlinger Zeitung